











## Trilby.

(Nachdruck verboten.)

Roman von George du Maurier.  
Deutsch von Marg. Jacobi.

48]

Schon vor mehr als einem Vierteljahrhundert hatte sie dem tapferen Taffy ihr Herz geschenkt, als sie damals im Atelier auf dem Platz St. Anatole des Arts mit ihrer Mutter am Krankenbette des kleinen Billy weckte — aber sie hatte ihre Liebe keinem Menschen gestanden. Alles kommt zur rechten Zeit für den, der warten kann!

Das ist ein treffliches Sprichwort und hat sich schon manchmal bewährt. Auch in Blanche Bagots Fall war es eingetroffen. — —

Vor Jahren hatte Taffy einmal eine schreckliche Nacht gehabt, die er sein Lebtag nicht vergessen konnte. Er lag in seinem Zimmer in der Fernyn-Strasse in tiefem Schlummer, denn er war ganz erschöpft. Der Gram ermüdet mehr, als alles Andere und bringt bleischweren Schlaf.

An jenem Tag hatte er Trilby zu ihrer Ruhestätte im Friedhof von Kensal Green begleitet. Auch der kleine Billy, der Laird, Antoine, der Grieche und Durien (der dazu aus Paris kam) waren unter den Leidtragenden, nebst vielen vornehmen und berühmten Leuten — Briten sowohl wie Fremden — eine zahlreiche und glänzende Trauerverammlung. Sämmtliche Zeitungen des In- und Auslandes berichteten über die Todtenfeier der größten Sängerin unserer Zeit. Es war der würdige Schluß für ihre kurze aber ruhmreiche Laufbahn gewesen, während welcher sie aller Welt Freunde bereitet hatte.

Plötzlich wurde unten an der Hausthür geläutet, als ob Feuer abgebrochen sei. Taffy schreckte aus dem Schlaf empor und hörte Jemand im Dunkeln hastig die Treppe hinaufstolpern, auf den Stufen ausgleiten und gegen das Geländer anprallen. Im nächsten Augenblick stürzte der kleine Billy ins Zimmer: „O Taffy, Taffy,“ rief er, „ich ver-ver-liere den Verstand, es ist Alles aus mit mir — ich komme um.“

„Bewahre doch, alter Junge — warte nur, ich will erst Licht machen.“

„O Taffy — seit vier Nächten habe ich kein Auge zugethan. Sie ist ge-ge-stor-ben, mit Sven-Sven-Sven-verflucht, ich bringe es nicht heraus — mit dem Namen des rohen Menschen auf ihren Lippen! es war, als riefte er ihr aus dem Grabe zu. Sobald sie sein Bild sah, war sie wieder ganz bei Sinnen; sie hat ihn so lieb gehabt, daß sie alle Andern darüber vergaß. Jetzt ist sie geradeswegs zu ihm gegangen — um wieder seine Sklavin zu sein — in einem andern Leben — ihm zu helfen schönere Musik zu machen als je — zu singen, was er will. O Ta-ta-Taffy, o, o, halte mich, halte mich — ich falle . . .“

Taffy fing den kleinen Billy in den Armen auf, und die alte jammervolle Geschichte, die vor fünf Jahren gespielt hatte, begann von Neuem. Im Laufe dieser Erzählung hat aber wirklich schon allzuviel von Krankheit die Rede sein müssen, ich will daher so wenig wie möglich von dem langen Leiden des armer

kleinen Billy sagen. Er erholt sich langsam und kam nie wieder völlig zu Kräften; mit seinem künstlerischen Schaffen war es aus, bald verfiel er in Abzehrung und starb noch jung an Jahren, aber mit ruhiger, männlicher Fassung und wunderbarer Ergebung. Das Erbdunkel wandelte sich in Himmelslicht, die Nacht ward zum Morgen verklärt.

Wie schuldblos auch sein kurzes Leben gewesen war, wie reich an glänzenden Hoffnungen und Thaten, so machte ihm doch die Art, wie er von der Welt Abschied nahm, noch weit mehr Ehre. Er erschütterte dadurch einen gewissen unfehlbaren Pfarrer in allen Fasern seines Gemüths und veranlaßte ihn, still zu stehen und gründlich nachzudenken. Als der Pfarrer sich zuletzt niederbeugte, um seinem todtten jungen Freund noch einmal die reine weiße Stirn zu küssen, brach es ihm fast das Herz und große Thränen stürzten ihm aus den Augen, wie sie selbst der kleine Billy nie im Leben geweint hatte.

Aber das Alles ist viel zu traurig, um ausführlich darüber zu schreiben.

Am Krankenbette des kleinen Billy in Devonshire war Taffys Liebe zu Blanche Bagot erwacht. Als Alles vorüber war, wartete er nur noch wenige Monate, dann fragte er an, ob sie seine Frau werden wolle. Ein Jahr darauf fand die Hochzeit statt und sie wurden ein liebendes Paar. Für Frau Bagot bildet die glückliche Verheirathung ihrer Tochter den einen Lichtpunkt in ihrem Leben, der sie für allen Gram und Kummer entschädigen muß, den ihr das Schicksal beschieden hat.

Im ersten Jahr nach der Hochzeit waren Blanchés Gefühle vielleicht wärmer, als die ihres Gatten. Der schöne, unbewusste Liebesblick (bei dem alle Frauenaugen einander vollkommen gleichen) leuchtete Taffy entgegen, so oft er sie ansah und erfüllte sein Herz mit Beschämung und einem sonderbaren Gefühl seiner eigenen Unwürdigkeit.

Dann wurde ihnen ein Knabe geboren und der Liebesblick fiel auf das Kind; der gute Taffy sah, wie der Blick an ihm vorüberflog, und empfand eine ohnmächtige, tömische Eifersucht, die ihn schmerzte und quälte, trotzdem sie so lächerlich war. Ein zweiter Knabe kam und ein dritter auf denen nur der Liebesblick der Mutter ruhte, und nur der Abglanz desselben fiel noch auf ihren Vater. Der aber fing den Blick auf und ließ ihn jetzt aus seinen eigenen Augen auf die Gattin herableuchten. Und da keine Tochter kam, blieb sie ihr ganzes Lebenlang im Alleinbesitz dieses freundlichen, liebevollen Sonnenstrahls.

Sie sind nicht sehr reich. Taffy leistet noch immer Großes als Turner und Jäger; als Maler hat er weniger Erfolg, und wenn er seine Bilder nicht verkauft, so kommt das schwerlich daher, daß sie für den Geschmack des Publikums zu gut sind. Er selbst giebt sich darüber keinen Täuschungen hin; daß seine Frau es zuweilen thut — möchte ich nicht bestreiten. Von allen Kumpfschern, die ich kenne, ist Keiner so wenig eingebildet — und mir sind viel ärgere Pfscher als Taffy vorgekommen.

Ich wollte nur, ich könnte seinen Vetter, Sir Oscar, nebst dessen fünf Söhnen umbringen (die Wynnnes sind alle reich an männlichem Nachwuchs), desgleichen die siebenzehn Enkel und vierzehn Vettern, die zwischen Taffy und dem Freiherrnittel nebst den dazugehörigen Gütern stehen. Dann wäre er, 'Sir Taffy', und wir dürften die süße Blanche Bagot (von ehedem 'Mylady' nennen. Ich gestehe, daß es mir durchaus keine Gewissensbisse machen würde, ein solches echt Shakespearesches Menschenopfer zu vollziehen.

Wenn man genötigt ist, seinen ersten Helben sterben zu lassen, so ist die Versuchung groß, wenigstens dem Helben Numero zwei alle alle Reichthümer zuzuwenden, die sich nur ausdenken lassen — ihm nicht nur einen Titel zu verleihen, sondern auch ein Schloß mit großem Park, außer einer schönen Frau und lieben Kindern! Aber meine Wahrheitsliebe erlaubt mir das leider nicht, um so mehr, als ich überzeugt bin, daß die Leute ohne das Alles auch ebenso glücklich sind.

Sie haben wenigstens Geld genug, um eine Woche in Paris zuzubringen, noch dazu im Grand Hotel! Zwei ihrer Söhne sind jetzt auf der Schule in Harrow (wo auch ihr Vater seine Erziehung genossen hat) und der dritte ist eben, zur Freude der Eltern, in die vorbereitende Anstalt aufgenommen worden.

Es ist ihr erster Ausflug seit der Hochzeitsreise, und sie hatte eigentlich mit dem Laird verabredet, daß er sie begleiten sollte.

Aber der gute Laird von Cockpen (der jetzt ein berühmtes Mitglied der Kunstakademie ist) denkt eben daran, seine eigenen Flitterwochen zu halten. Er ist nach Schottland gereist, um Hochzeit zu feiern. Seine Erwählte ist eine kluge Landsmännin von ihm, die im Alter zu ihm paßt und die er schon als kleines Mädchen in kurzen Kleidchen gekannt hat. Es ist ein Vernunftheirath, die, auf gegenseitiger Zuneigung und Achtung begründet, sicherlich nicht unglücklich ausschlagen wird. Vielleicht sizer die Neuvermählten schon zwei Wochen später an demselben kleinen Eckischchen im Hof des Grand Hotel, die junge Frau lacht über Alles, was ihr Gatte sagt, und so leben sie vergnügt miteinander bis an ihr seliges Ende.

So steht es mit d'Artagnan, dem Helben Numero drei. Auf Deine Gesundheit, lieber Sandy Mc Minister! Du schlauer, lustigster und behaglichster aller Schotten! Du feinsten, zartesten und phantasiereichsten aller britischen Maler! Ich trinke auf Dein und Deiner Familie Wohl, langes Leben und frühliches Gedeihen!

So sind denn Taffy und seine Frau 'allein' ausgezogen auf ihre zweite Hochzeitsreise im Hochsommer ihres Lebens; sie sind auch ganz zufrieden, daß es sich so gefügt hat. Wenn bei einem Ehepaar die eine Hälfte zu unterhalten versteht und die andere sich leicht unterhalten läßt, sind sie die beste Gesellschaft für einander.

Die Weiden benugen ihre Zeit gut und lassen sich nichts entgehen. Sie haben schon im Quartier latin die alten, wohlbekanntesten Plätze besucht und sind sogar durch die Portiersfrau (es ist nicht mehr Madame Binard) aus Gefälligkeit in das Atelier eingelassen worden. Von den jetzigen Inhabern, zwei amerikanischen Malern, die sie mitten in der Arbeit finden, werden sie mit kalter Höflichkeit empfangen.

Das Atelier ist funkelnelneu angestrichen und sieht höchst anständig aus. Trilbys Fuß, mit dem Gedicht unter Glas und Rahmen, ist verschwunden; an seiner Stelle steht ein schönes Bücherbrett. Die neue Portiersfrau ist erst seit einem Jahr da und hat nie etwas von Trilby gehört; von den Binards weiß sie nur, daß sie reich und glücklich sind und irgendwo im südlichen Frankreich leben: Monsieur Binard ist Schulknecht des Ortes geworden. „Möge der liebe Gott sie segnen, sie waren recht brave Leute!“

Dann sind Herr und Frau Taffy in einem offenen, zweispännigen Wagen durch das Bois de Boulogne nach St. Cloud gefahren und nach Versailles, wo sie im Hotel des Reservoirs gefrühstückt haben — parlez-moi de gal — nach St. Germain und nach Meudon. Dort sind sie in der loge du garde champêtre (einem neuen) eingekehrt. Sie haben auch den Salon besucht, den Louvre, die Porzellanfabrik in Sevres, die Gobelins, das Hotel Cluny, den Dom der Invaliden mit Napoleons Grab, haben ein halbes Duzend Kirchen gesehen, darunter Notre Dame und die Sainte Chapelle. Bei Dodor haben sie in ihrer reizenden Villa in der Nähe von Anières zu Mittag gegessen, bei den Jouzous in dem prachtvollen Hotel de la Rochemartel und bei Duriens im Parc Monceau. (Bei Dodor fanden sie die Küche am besten, bei Jouzou am schlechtesten; bei Duriens war die Gesellschaft und die Unterhaltung so gut, daß sie ganz vergaßen, auf das Essen zu achten — das war wirklich schade.) Die kleinen Dodor sind allerliebste und auch die kleinen Duriens. Was Jouzous Kinder betrifft, so hat er keine — und das ist ein wahres Glück.

Sie haben auch Madame Chaumont im Théâtre des Variétés gesehen und Sarah Bernhardt, Coquelin und Desaugay im Théâtre Français und in der Oper haben sie Lafalle gehört!

Heute ist ihr letzter Tag, da wollen sie nur noch auf den Boulevards herumschlendern, Einkäufe machen, irgendwo frühstücken 'sur le pouce', noch einmal nach dem Bois de Boulogne fahren, um ganz Paris zu sehen, früh zu Mittag essen (bei Vignon oder im Café des Ambassadeurs) und zum Schluß ihres wohlangeordneten Tages in das neue Theater — les Mouches d'Espagne — auf dem Boulevard Poissonnière gehen, wo Madame Cantharidi in den Petits Bonheurs de Contrebande auftritt. Es soll ein sehr lustiges und anständiges Stück sein — komisch, aber nicht gemein. Sie wissen das von Dodor, der es mit seiner Frau drei- oder viermal gesehen hat.

Madame Cantharidi ist, wie Jedermann weiß, eine hochbegabte, aber sehr häßliche alte Frau von fleckenlosem Ruf, mit ganz ausgefugener Stimme. Sie ist die ehrwürdige Mutter einer großen Schaar sehr wohlgezogener, schon erwachsener Kinder, die aber ihre Mutter (und Großmutter) nie auf der Bühne gesehen haben — nicht einmal die Söhne. Ihr vortrefflicher Vater (der Frau und Kinder vergöttert), hat das unter keiner Bedingung zugeben wollen.

Im Privatleben ist sie ganz die feine Dame, aber auf den Brettern — sieht sie nur einmal, dann versteht ihr sicherlich, warum das Pariser Publikum so für sie schwärmt. Sie ist die echte und wahre Verkörperung des modernen „esprit gaulois“, über den der gute Rabelais, glaube ich, erröthen und sich im Grabe umwenden würde.

Die Liebe und dankbare Verehrung ihrer lieben Pariser verdient sie im vollsten Maße. Während des ganzen Empire hat sie ihnen Kurzweil bereitet, im Schreckensjahr ist sie ihr Trost und ihre Stütze gewesen und in der darauf folgenden Zeit ihr Hauptvergnügen bis zum heutigen Tag.

Möchte Madame Cantharidi noch immer auf ihrem Posten in den Mouches d'Espagne sein, wenn einst die Helben von der Revanche zurückkehren! Sie wird dann ihre komische alte Stimme erheben, um mit ihnen zu krähen, oder sie vielleicht wieder zu trösten — je nachdem die Sache ausfällt. Lachen werden sie jedenfalls, ob sie Sieger sind oder Besiegte.

Frau Taffy ist im Französischen nicht sehr bewandert. Man muß mit der Sprache ganz vertraut sein (und mit vielen andern Dingen), um den feinen Witz in Madame Cantharidis Spiel (und Zwischenpiel) aufzufassen.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

# Der Millionenschmidt.

Humoristische Erzählung von Theo Seelmann.

(Fortsetzung.)

Am Abend saßen die jungen Männer wieder vollständig, bis auf Emil Neumann, verlammt am Stammtisch der goldenen Weintraube. Den Mittelpunkt der angeregten Unterhaltung bildete der Antrag des schönen Emil und die mutmaßliche Antwort, die er auf ihn erhalten hatte. Die Geduld der kleinen Gesellschaft wurde hart auf die Probe gestellt, denn schon nach der Zeiger der alten Standuhr auf die neunste Stunde und noch immer war der Erwartete nicht erschienen. So oft die Thür des Gastzimmers geöffnet wurde, wandten sich die Blicke der jungen Männer gespannt nach dem eintretenden Gast, aber immer wieder wurden sie enttäuscht. Schon hatte man die Hoffnung aufgegeben, noch die Neugierde befriedigen zu können, als plötzlich Emil Neumann in die Gaststube hineinstürzte.

„Entschuldigen Sie, meine Herren,“ stieß er ungestüm hervor, während er Hut und Ueberrock dem aufwartenden Kellner übergab, „entschuldigen Sie,“ wiederholte er, „wenn ich Sie habe warten lassen!“

Sein Gesicht war hoch geröthet und in seinen Augen flackerte ein unstilltes Feuer. Schwerfällig ließ er sich auf den Stuhl sinken, der dem Platz Fritz Behrends gegenüberstand. „Ich habe,“ fuhr er fort, „erst daheim in meinen vier Pfählen bei einigen Flaschen Burgunder Sammlung von den Eindrücken suchen müssen, die ich heute Nachmittag empfangen habe. Also das Jawort des Alten habe ich.“

Ein allgemeiner Ausruf des Staunens begleitete diese Mittheilung.

„Ja, die Einwilligung des Alten habe ich,“ begann Emil Neumann wieder, als die Aeußerungen der Ueberraschung verstummt waren, aber die Sache hat einen Haken. Millionenschmidt ist nämlich durchaus nicht Millionär, sondern ich halte ihn für etwas ganz Anderes. Sie werden wissen wollen, wie er zu dem Namen gekommen ist, nun darüber kann ich Sie glücklicher Weise aufklären.“

Mit mancherlei Ausschmückungen trug der schöne Emil der aufhorchenden Gesellschaft die Entstehungsgeschichte des Spitznamens vor, die ihm am Nachmittag der Rentier Schmidt bekannt gegeben hatte. „Sehen Sie,“ fuhr er spöttelnd fort, als er seine Enthüllung beendet hatte, „so wird man Millionär. Die Hauptsache ist aber die, daß ich diese interessante Eröffnung erst erhielt, als mein Antrag bereits angenommen war. Da hieß es denn, den Kopf klug aus der Schlinge ziehen. Nun, ein gewackelter Mensch muß sich zu helfen wissen. Ich benutzte daher eine Kriegslift und gab vor, bisher ohne Mitwissenschaft meiner Mutter gehandelt zu haben. Selbstverständlich mußte ich ihre Zustimmung erst noch einholen! Unter diesem Vorwande gelang es mir, mich zurückzuziehen, ohne daß ich meine Haut zu Markte zu tragen brauchte. Und nun will ich auch mit meiner Meinung über Herrn Schmidt nicht zurückhalten. Ich taxire ihn auf nichts Anderes, als einen großstädtischen Industrierritter, der mit seiner Tochter eigens zu dem Zwecke hierher gekommen ist, um einen begüterten Schwiegerjohn zu fangen, aus dessen Tasche es sich dann wohlgemuth leben läßt.“

Mit einem heiseren Lachen schloß Emil Neumann seinen Bericht.

Wenn schon ein jeder Zuhörer den Auslassungen Neumanns mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt war, so war dies noch mehr der Fall gewesen bei Fritz Behrend. Seine Augen hingen an dem Munde des Redenden, als fürchte er das kleinste Wörtchen zu verlieren, und sein Gesicht hatte einen immer strengeren Ausdruck angenommen, je mehr sich die Ausfälle des enttäuschten Antragstellers gesteigert hatten. Erst als Emil Neumann geendet hatte, gewannen die Züge des Postsekretärs wieder Leben.

„Ich begreife nicht, Herr Neumann,“ versetzte er mit einer bei ihm ungewohnten Schärfe, „wie Sie einen Mann beleidigen können, der weiter nichts gethan hat, als daß er ehrlich war. Hätte Sie Herr Schmidt in dem Glauben an seinem Reichthum gelassen, dann hätte er den schwersten Tadel verdient. So aber, wo er Ihnen offen seine Verhältnisse dargelegt hat, verdient seine Handlungsweise unbedingtes Lob. Ich halte es daher geradezu für unehrenhaft von Ihnen, diesen Mann und seine Tochter völlig ungerechtfertigt verächtlich zu machen.“

„Ah, sieh' da, sieh' da,“ entgegnete der Angeredete gereizt, da erwacht in dem Herrn Millionenschmidt ein äußerst schneidiger

Vertheidiger. Dann ist wohl auch das Interesse für Fräulein Röschen nicht so ganz oberflächlich, wie Sie vorzugeben beliebten, Herr Behrend?“

Ehe noch der Postsekretär erwidern konnte, mischte sich der Apotheker in die Unterhaltung.

„Herr Neumann, es scheint mir,“ begann er mit Nachdruck, „als ob Sie sich ganz ohne Grund aufgeregt haben. Sie argwöhnen, man wolle Ihnen Fräulein Schmidt mit Gemall aufdrängen. Aber bis jetzt hat gerade die Hauptperson, eben Fräulein Schmidt, noch gar nicht das entscheidende Wort gesprochen. Sind Sie denn bei Ihrer Sache so gemißt? Wie, wenn sie nun Ihren Antrag zurückwies, wäre Ihr Verdacht dann nicht hinfällig? Und wie ich schon heute Morgen sagte, ich für mein Theil glaube gar nicht, daß Sie sich bei ihrer großen Hoffnungen machen können.“

„Hohahaha!“ stieß Emil Neumann hervor. „Das ist köstlich, Herr Braune. Wenn ich sonst wollte, könnte ich Ihnen den schlagenden Beweis für die Irrthümlichkeit Ihrer Ansicht geben. Es steht mir noch frei, morgen den Herrn Schmidt wieder aufzusuchen, meinen Antrag zu erneuern — und Sie würden sehen, daß mich Röschen beglückt in ihre Arme schließt.“

„Ich weiß nicht,“ entgegnete der Apotheker ruhig, „womit Sie Ihre Siegesgewißheit begründen wollen. Nach den Beobachtungen, die ich zu sammeln in der Lage war, kann ich bloß bei meiner Meinung verharren, die die ist: Fräulein Schmidt dürfte Ihnen einen Korb geben.“

„Das käme denn doch auf einen Versuch an. Gehen Sie eine Wette ein. Um ein Duzend Flaschen Sekt!“

„In solch' ernstlichen Angelegenheiten pflege ich nicht zu wetten!“ war die unmutthige Antwort.

„Nun gut, dann ohne Wette. Nur um Ihnen zu beweisen,“ zischte Emil Neumann, „daß ich Recht habe, werde ich morgen meinen Antrag wiederholen. Morgen wird Weidenberg um ein Brautpaar reicher sein. Verlobt ist ja noch lange nicht verheirathet!“

„Das übersteigt doch aber alles Glaubliche,“ brauste jetzt Fritz Behrend auf. „Nicht genug, Herr Neumann, daß Sie Herrn Schmidt ohne Grund verunglimpfen, wollen Sie jetzt auch seine Tochter dem allgemeinen Gespött preisgeben. Um Ihrem Dünkel zu fröhnen, wollen Sie sich mit Fräulein Schmidt verloben, nur damit Sie, wie ich Ihrer letzten Bemerkung entnehme, bei der ersten besten Gelegenheit die Verlobung wieder aufheben. Mit einem Wanne von einer solchen Denkwürdigkeit kann ich nicht länger an einem Tisch sitzen. Es erscheint mir fast als eine Pflicht eines jeden anständigen Menschen, Herrn Schmidt vor der Niedertracht Ihrer Gesinnung zu warnen.“

Fritz Behrend hatte sich bei diesen Worten erhoben und griff nach seiner Kopfbedeckung.

„Wenn Sie selbst das Amt des Warners übernehmen wollen, Herr Behrend,“ höhnte Emil Neumann, „so habe ich dagegen durchaus nichts einzumenden, ja, ich ermächtige Sie besonders dazu. Fräulein Schmidt wird sich trotzdem glücklich fühlen, mit mir den Verlobungsring aufzulegen zu können. Morgen ist Sonntag, Sie sind dienstfrei und haben deshalb die beste Gelegenheit, Ihre vorzügliche Warnung zur rechten Zeit anzubringen.“

„Was ich thun werde, behalte ich mir vor, Herr Neumann. Guten Abend meine Herren!“

Nach diesem Gruß verließ der Postsekretär das Gastzimmer. Er schlug nicht sogleich den Weg nach seiner Wohnung ein, sondern unwillkürlich lenkten sich seine Schritte hinaus vor die Stadt auf die Promenade, auf der er so oft Röschen Schmidt begegnet war. In der dunklen, schweigsamen Nacht mußte er sich Ruhe suchen. So oft er an dem einen oder anderen Punkt vorüberkam, wo eine der Begegnungen mit der Familie Schmidt stattgefunden hatte, blieb er stehen und ließ vor sich das liebliche Bild Röschens auftauchen. Er sah, wie sie grüßte, wie sie lächelte, wie sie erröthete, und dann packte ihn plötzlich ein milder Grimm, wenn er daran dachte, daß ein Anderer sie als ein Spielzeug ansah, das er wegwürfen konnte, wenn es ihm beliebte. Dreimal legte er die Hande um die Stadt zurück, bis der Sturm in seinem Innern ausgetobt und er seinen Entschluß gefaßt hatte. Als er über den Markt der Stadt seiner Wohnung zuschritt, führte ihn sein Weg an der Behausung Emil Neumanns vorbei. Eine schlank Mannergestalt hatte eben die Hausthür geöffnet und trat, ein fröhliches Liedchen trällernd, in den Hausflur ein. Gleich darauf klappte die Thür zu und der Schlüssel knirschte im Schloß.

(Fortsetzung folgt.)

## Allerlei.

**Von den hawaiischen Frauen und Männern.** Eine sehr fesselnde Schilderung von den Sitten und den gesellschaftlichen Verhältnissen auf Hawaii entwirft Herr Professor Dr. Ad. Koch in einem interessanten Reisebriefe. Herr Professor Koch ist auf die berühmten Schönen der Sandwich-Inseln nicht besonders gut zu sprechen. Er beklagt das rasche Aussterben der Bevölkerung der Sandwich-Inseln und meint weiter: Mehr als Blattern, Malaria, Auszug und Epidemien ist wohl die Zügellosigkeit und Genußsucht der hawaiischen Frauen an diesem Rückgang schuld. Gewiß darf man nicht eingeborene Frauen der Südsee mit dem Maßstab europäischer Sittlichkeit messen, aber auch mit der einheimischen Bevölkerung anderer heißer Länder verglichen, erscheinen die hawaiischen Frauen ganz besonders genußsüchtig veranlagt. Schon das Neußere macht dies kenntlich, das breite Gesicht, die dicken Lippen, die üppigen Formen, ja die Bewegungen selbst verrathen deutlich die niederen Regungen. Schöne Frauen sieht man nur selten; allgrogroße Körperfülle, ein häßlicher Gang auf breiten Füßen, die durch vieles Barfußlaufen stark entwickelt sind, wirkt mehr abstoßend als anziehend. Schön sind nur die flammenden, schwarzen Augen und das volle Haar. Dagegen giebt es unter den „Halbweißen“ auffallend viel hübsche Gesichter und Figuren, und ich habe unter ihnen Frauenschönheiten ersten Ranges getroffen. Mit dem sentimental und verlogenen Gerede von der „Unverdorbenheit der Naturvölker“, womit man die Verantwortung für die nicht abzuleugnende Sittenlosigkeit der Kanaken den Weißen und ihrer Civilisation in die Schuhe schieben möchte, lasse man mich ungehört. — Und dennoch mag man es bedauern, daß dieser Volksstamm zum Aussterben verurtheilt ist. Die Kanaken haben manche guten und schönen Eigenschaften. Ganz wie zu Coo's Zeiten sind sie auch heute zutraulich und gütig gegen den Fremden, den sie mit dem freundlichen „Moha!“ (siriich: Mocha) begrüßen. (Das Wort bedeutet eigentlich Frieden, drückt aber auch jede freundliche Begrüßung, Zuneigung, Freundschaft, Liebe aus und Alles, was süß ist.) Ein Grundzug ihres Wesens ist kindliche Naivität, die sogar ihre Laster milder häßlich macht. In heftiger Sorglosigkeit schmücken sich Männer und Frauen mit den herrlichsten Kränzen, die sie um Hals und Brust legen. Selbst der Fremde betritt kein Haus, ohne daß ihm beim Scheiden die Blumengewinde von der Frau oder den Kindern umgehängt werden. — Die Männer sind mir sympathischer gewesen, als die Frauen. Sie scheinen mir geistig aufgeweckter. Die Körperformen sind auch bei ihnen kräftig entwickelt, und es mag wohl kaum einen stattlicheren Männergeschlag als diesen geben. Ihre Kühnheit und Geschicklichkeit als Seeleute und Krieger sind bekannt, und Europäer wie Amerikaner geben unumwunden zu, daß die Kanaken in ersterem Berufe von keinem Volke der Welt erreicht werden. Wenn aber eine Schaar brauner Kanakenfrauen, im langen, losen Gewande, nach Männerart und wie aus Erz gegossen im Sattel sitzend, in jauchendem Galopp dahinjagt, scheinen Dämoninnen der Urwelt wiedererstande zu sein. — Die Kunstfertigkeit in Weberei und allen Arten Flechereien war ehemals nicht gering, und die Arbeiten besaßen einen nicht gewöhnlichen Schmack. Am meisten ausgebildet ist ihr Sinn für Musik und Gesang. Wenngleich viele der einheimischen Melodien durch fremde Beimischung beeinflusst und umgemodelt sind, so ist doch ein Schatz der schönsten ursprünglichen Gesänge erhalten geblieben. Sie zur Begleitung der Gitarre zu singen, werden die Kanaken nicht müde. Stundenlang wechselt ein Lied mit dem andern ab, und wenn des Dichters Wort: „Wo man singt, da laß Dich ruhig nieder; böse Menschen haben keine Lieder“, auf Wahrheit beruht, dann sind die Kanaken „die besten Menschen der Welt. Musik und Gesang ist ihnen ein tiefes inneres Bedürfnis.“

**Ein guter Ausweg.** Wenn man sich nur zu helfen weiß, ist schon viel gewonnen. Vor einigen Tagen betrat ein schwächlicher, kränklich aussehender Herr die Expedition einer englischen Zeitung und wandte sich an einen der Angestellten mit der Bitte, Verschiedenes, was er distinkte werde, so rasch wie möglich für ihn drucken zu lassen. Der Beamte nahm die Feder in die Hand, und der Fremde begann: „Sei ruhig, ich habe die Hausthür zugeschlossen. — Haben Sie das?“ — „Sie, aber ich verstehe nicht.“ — „Dies thut nichts, unterbrechen Sie mich gefälligst nicht eher, als bis ich zu Ende bin. Also weiter: „Ich habe das Gas im Badezimmer ausgedreht.“ — „Ausgedreht.“ — „Die Fenster in der Küche sind zugemacht.“ — „Ja.“ — „Der Hund ist im Keller. Die Diensthofen sind alle zu Hause. Die Stallthüre ist zugeschlossen, die Kasse ist draußen. Die Hähne an der Leitung sind abgedreht. Nein, ich rieche keinen Rauch, ich höre kein Geräusch, es bricht Niemand ein. Nein, unser Hund bellt nicht, es ist der nebenan. Ich brauche nicht mehr nachzugehen, ob die Kellertür zugeriegelt ist, ich habe es schon besorgt. Es ist Niemand draußen. Der Wind fängt sich in den Läden.“ — „Sonst noch etwas?“ — „Nein, ich glaube, das ist Alles.“ — Sehen Sie, sowie ich mich Abends zu Bette lege und gerade im ersten Schlaf bin, weckt mich meine Frau auf und fragt mich immer ein und dieselben Fragen. Wenn sie nun die Antwort gedruckt vor sich sieht, läßt sie mich hoffentlich in Ruhe und ich brauche meine Nachtruhe nicht einzubüßen. Bitte, lassen Sie die Liste so rasch wie möglich drucken.“

**Der älteste Liebesbrief.** Ein bekannter Archäologe theilt in einer Zeitschrift mit, wo sich der älteste Liebesbrief auf der Welt befindet.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walther Gebensleben. Verlagsdruck und Verlag von Otto Ebel, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

Er ist vorhanden in London im Britischen Museum. Der Brief enthielt einen Heirathsantrag, und zwar die Werbung um die Hand einer ägyptischen Prinzessin vor 3500 Jahren und ist auf einen Ziegelstein eingeritzt. — Ob der Brautwerber diesen Stein an den Kopf geworfen bekam, war leider nicht zu erfahren.

**Unter dem Birnbaum in Neufahrnen** spielte sich dieser Tage, wie die „Königsb. Allg. Bzg.“ erzählt, eine rührende Szene ab. Der alte, moriche Baum, welcher seit Langem Früchte nicht mehr trägt, ist der Tummelplatz der tanztrohen Jugend und könnte vielleicht gar manchen interessanten Roman erzählen. Zweifellos handelt es sich hier um eine uraltliche dörfliche Volksstille, die von den Badegästen adoptirt worden ist. Dieser Tage kam nun eine alte, tiefgebeugte Dame, setzte sich auf eine der Bänke am Birnbaum und fing bitterlich an zu weinen. Theilnehmend fragten einige Gäste, was sie so sehr bewege, und so erzählte sie denn: „Unter diesem Birnbaum habe ich mich verlobt, hier hat meine Tochter ihren späteren Gatten kennen gelernt. Das sind nun längst vergangene Zeiten. Nach glücklichen Tagen folgten schlimme, alle meine Angehörigen, auch meine Tochter, sind verstorben, ich stehe nun allein in der Welt da.“ — Die Dame, welche selber weit nach dem Westen unseres Vaterlandes verrogen ist, hatte die weite Reise nicht gescheut, um vor ihrem Lebende noch einmal den weitberühmten Neufahrnen Birnbaum zu sehen, der der Ausgangspunkt ihrer glücklichen und auch trüben Lebensstage gewesen ist.

## Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswohl vorbehalten.

— Das Juliheft von Westermanns **Illustrierten Deutschen Monatsheften**, Nummer 490, wird eröffnet durch ein feinsinniges, längeres Gedicht von Friedr. Spielhagen: „Die Käufer von Marathon“. Das Poem des als Lyriker viel zu wenig gewürdigten berühmten Erzählers erhält im Hinblick auf die neuesten Ereignisse in Griechenland eine Pointe, die der Dichter sicherlich nicht vorher geahnt hat. An novellistischen Beiträgen folgt zunächst der Anfang eines größeren Romans von E. Schirich: „Josephinens Schicksale“, der uns in dramatisch fesselnder Weise in das Leben einer seltsam idealistisch veranlagten Frauenlese einführt. Mehr auf dem Boden der Realität steht die kleine Erzählung von Luise Schend: „Großmutter's Haus“. Von aktuellem Interesse, nicht bloß für unsere Kolonialfreunde, ist das reich illustrierte oiafrikanische Städtebild „Bangani“ von Gustav Meinede, dem bekannten Fachmann auf diesem Gebiete, der, streng objektiv, sich aller Schönfärberei enthält. „Aus dem neuen und alten Paris“ erzählt Paul Bindenberg in vornehm feuilletonistischem Blaudertone; auch diesem Essay sind zahlreiche wohlgezeichnete Illustrationen beigegeben. Die Arbeiten der Gebrüder Adolt und Karl Müller, Aufklärungen über Frühbürger im Wesen und Wandel einheimischer populärer Tiercharaktere“ bietet unsem Naturfreunden vielfach Neues, für dessen Wahrheit der Name der Verfasser bürgt. „Von den Soppisten bis Niesighe“ nennt Hans Schmidlong eine kleine geistvolle geschichtsphilosophische Studie. Besonderes allgemeines Interesse beanspruchen die in diesem Heft beginnenden „Lebenserinnerungen“ der verstorbenen Kämpferin Kewald, in denen sich die ihrer Zeit vielgeleitete Erzählerin als eine echt moderne Frau voll Geist und Gemüth zeigt, ohne die Schranken der Weiblichkeit zu überschreiten. Literarische Notizen und Neuigkeiten beschließen wie gewöhnlich das in jeder Weise reich ausgestattete Heft.

— Das geheimnißvolle Rad. Unter diesem Titel brachte das Familienblatt „Am deutschen Herd“ (Verlag der „Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt von S. Schottlaender“ in Breslau) vor einiger Zeit eine höchst originelle Preisauflage, auf deren korrekteste Lösung ein Preis von 500 Mk. ausgesetzt war. Das soeben erschienene Heft 6 der Wochenschrift enthält nun das Resultat des Preisauswählens und den Namen des glücklichen Gewinners, dem auf Grund des abgedruckten sachmännlichen Gutachtens der Preis zuerkannt und durch Uebermittlung des Geldbetrages eine seltene Pfingstfreude bereitet worden ist. An unterhaltendem und belehrendem Lesestoff enthält Heft 6 (Nr. 21–24) von „Am deutschen Herd“: „Nachfolger“. Roman von Julius Weil; „Um ihre Willen“. Novelle von Anna Schwarz; „Nach Hause“. Erzählung von E. Gnade; „Ein neues Inhalatorium“. Eine Reiselauderei von Ida Varber; „Ein Künstlertraum“. Novelle von Richard Koehlich; „Deutsche Seldan aus der Zeit Kaiser Wilhelms des Großen“. (Mit Illustrationen); „Entsagung“. Blauderei von Clara Gödecke; „Eingezeichnet“. Novelle von v. v. Nostig; „Nanfens Nordpolfahrt“. (Mit Illustrationen); „Luftveränderung“. Eine humoristische Erzählung von Emil Herold; Gedichte von Emil S., Oskar Wilda u. s. w. Das Heft ist sehr reich mit vortrefflichen Illustrationen geschmückt, darunter die schönen Doppelbilder: „Der neue Hut“ von A. Bihari; „Morgengruß“ von Karl Münniger; „Kindervogelschießen in Thüringen“ von W. Zimmer; „Oedipus und Antigone“ von Stallact.